

sie etwa bei der Frage der Lokalisierung des Magdeburger Moritzklosters. Rainer Kuhn (»Die sakrale Bebauung vor 1209 auf dem Magdeburger Domhügel«) verortet das Kloster nicht zweifelsfrei, nennt aber in seinen abschließenden Thesen die Nordkirche als mutmaßlichen Standort. Paolo Piva hingegen zeigt lediglich Nutzungsvarianten italienischer und französischer Doppelkathedralen auf, überträgt sein Muster jedoch nicht auf die Magdeburger Anlage. Bernd Nicolai fasst zu Beginn seines Artikels die gegenläufigen Forschungsmeinungen zum Thema zusammen. Er beschreibt die von Ludowici und Helten vertretene Annahme, es habe sich beim Magdeburger Dom um eine Doppelkathedrale gehandelt, als reine Fiktion und setzt die Bauten auf dem Domberg in eine chronologische Reihenfolge.

In einigen Aufsätzen fehlt bedauerlicherweise der klare Bezug zu Magdeburg, sodass sich der Zusammenhang für einen Laien hier nur schwer erschließen lässt (s. Paolo Piva, Petr Sommer, Thomas Coomans und Norbert Nußbaum). Im Tagungsband leisten die genannten Aufsätze aber die wichtige Einordnung Magdeburger Werke in einen größeren Sinnzusammenhang und sind somit in der Forschung unentbehrlich.

Neben der Ausstellung »Aufbruch in die Gotik« (2009) und dem dazu erschienenen gleichnamigen zweibändigen Katalog stellt der Tagungsband »Der Magdeburger Dom im europäischen Kontext« des Europäischen Romanik-Zentrums einen wichtigen Beitrag zur Erforschung des Magdeburger Domes und seiner Funktion dar. Hierbei geht er über den Katalog und die Ausstellung von 2009 hinaus. Er liefert einen Einblick in die Vorgeschichte und einen Ausblick auf Einzelaspekte des Magdeburger Domes in der Frühen Neuzeit. Zudem präsentiert der Band neue Grabungs- und Forschungsergebnisse wie zum Beispiel einen Skulpturenfund des 14./15. Jahrhunderts aus Magdeburg (Katrin Steller: Der gotische Skulpturenfund vom Gouvernementsberg in Magdeburg. Ein Arbeitsbericht), der dem Dom allerdings noch nicht klar zuzuordnen ist. Da der Artikel hierzu im Rahmen eines Dissertationsprojektes verfasst wurde, sind in Zukunft wohl noch weitere neue Erkenntnisse rund um den Magdeburger Dom zu erwarten.

*Monika Hegenberg*

ALTENBERGER DOM-VEREIN E.V. (HRSG.) IN ZUSAMMENARBEIT MIT NORBERT NUßBAUM: 1259. Altenberg und die Baukultur im 13. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Altenberger Dom-Vereins, Bd. 10). Regensburg: Schnell und Steiner 2010. 397 S. mit Abb. ISBN 978-3-7954-2357-5. Geb. € 49,90.

Dieser Tagungsband, der anlässlich des 750. Jahrestages der Grundsteinlegung für die Altenberger Zisterzienserkirche entstand, ist weit mehr als ein üblicher Jubiläums-Sammelband. Vielmehr stellt er sich bereits nach Lektüre des verheißungsvoll einleitenden Vorworts und des sinnvoll gegliederten Inhaltsverzeichnisses als eine programmatisch durchdachte und an aktuellen Fragen der mediävistischen Kunst- und Architekturgeschichte orientierte Zusammenführung jüngster deutschsprachiger Forschungen zur gotischen Sakral-Baukultur heraus. Zwar liegt der Schwerpunkt entsprechend des Anlasses auf zisterziensischer und »Kölner« Architektur, doch werden darüber hinaus grundsätzliche Aspekte der Nutzung bzw. Funktion, der Entwurfs- und Konstruktionspraxis wie auch der Wirkungsweisen und -absichten europäischer Kirchenarchitektur im 13. und 14. Jahrhundert behandelt. Die Artikel sind in drei Abschnitten eingeteilt, die unterschiedliche Zugänge zum Material signalisieren: 1) Orden – Fürsten – Stifter. Die Klosterkirche als Partizipatorisches Projekt, 2) Entwurfsverfahren – Bautechnologie – Wissenstransfer.

Architektur als *ars mechanica*, 3) Stil – Modus – Anspruch. Formbildungsprozesse und Wirkungsabsichten.

Ihnen vorangestellt ist ein Beitrag von Godehard Hoffmann über neue Forschungen zur romanischen Klausur in Altenberg. Zu den Ergebnissen zählen die neue Datierung der sogenannten Kellerei in die Zeit um 1200/1220 anstatt in die Errichtungsphase der romanischen Klosterkirche 1145 und die Identifikation von Relikten einer in Süd-Nord-Richtung verlaufenden Mauer etwa auf Höhe der Südwestecke der gotischen Kirche, die Hoffmann vorsichtig als Hinweis auf einen gotischen oder schon aus romanischer Zeit übernommenen Klausurwestflügel deutet. Leider sind die Beschreibungen nicht besonders gut in den viel zu klein reproduzierten Zeichnungen wiederzufinden. Im ersten Beitrag des Abschnitts »Orden – Fürsten – Stifter« weist Bruno Klein auf die Fragwürdigkeit älterer Vorstellungen von kunstsinnigen Stiftern hin, die ästhetisch unzumutbare Bauten durch Neubauten nach der Mode der Zeit ersetzt hätten. Zu Recht kritisiert der Autor darin eine den mittelalterlichen Bedingungen unangemessene Orientierung an modernen ästhetischen Konzepten. Seine Absicht, die Kirchen von Altenberg und Köln »als Ausdrucksträger vielfältiger Bedürfnisse und Ansprüche zu erfassen«, geht deshalb in die richtige Richtung. Doch müssen ästhetische Motive mittelalterlicher Bauherren nicht ausgeschlossen werden, wenn man sie im Rahmen eines Elite-Habitus sieht, der zeitgenössische Moden prägte wie auch von ihnen geprägt wurde. Carola Jäggi geht das Thema »Baukultur« konsequent im Sinne der inhaltlichen Strukturierung des Bandes von der Nutzerseite an und stellt anhand einer Vielzahl von Beispielen und Belegen verschiedene Möglichkeiten einer partizipatorischen Nutzung von Frauenklosterkirchen dar. Von besonderem Interesse ist dabei, dass die notwendige Koordination der verschiedenen Interessengruppen (Konvent, Priester, Pfarrgemeinde, Pilger, Stifterfamilien) nicht nur zu räumlichen Konzepten der Division und Partizipation führte, sondern auch durch zeitliche Zugangsbeschränkungen für bestimmte Gruppen und durch eine Choreographie performativer Partizipation (Prozessionen etc.) sichergestellt wurde. Die Frage nach der Ortswahl für besondere Grab- und Memorialmonumente in oder bei Zisterzienserkirchen findet in dem Beitrag von Inga Brinkmann eine exemplarische Behandlung. Hinsichtlich der im südlichen Chorumgang der Altenberger Kirche aufgefundenen Gezelinus-Platte, die ursprünglich an der Außenwand der Hauptapsis des Vorgängerbaus platziert und unverändert in den Neubau integriert wurde, kann die Autorin mit einer detaillierten Auswertung älterer Literatur und Grabungsberichte komplexe Zusammenhänge zwischen einem Konversen namens Gezelinus aus dem Altenberger Gründungskonvent und den unterschiedlichen Orten seiner Verehrung als Seliger – an seiner Wirkungsstätte Alkenrath, an seiner Begräbnisstätte Schlebuschrath und in seinem Heimatkonvent Altenberg – plausibel machen. Unklar bleibt allerdings die Interpretation des in Schlebuschrath aufgefundenen Sarkophags. Wenn er im Nordannex des im 13. Jahrhundert nachträglich errichteten östlichen Querhauses gestanden hat, kann das nicht zugleich auch sein ursprünglicher Standort neben der Nordmauer des ersten rechteckigen Saalbaus gewesen sein, da beide Orte zu weit voneinander entfernt lagen. Auch Manfred Groten thematisiert Bedeutung und Realisierung von Gedenkstätten in der Zisterzienserkirche. Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass der Zisterzienserorden die Bestattung von Laien im Kirchenraum zwar strikter als andere Orden untersagte, aber dennoch Ausnahmen zuließ, behandelt er die Frage, welche Rechte der Konvent von Altenberg der Gründerfamilie der Grafen von Berg hinsichtlich der Memorialfunktion der Kirche einräumte. Obwohl die Beweislage für die Bestattungsorte vor der Umbettungsaktion von 1339 höchst unsicher bleibt, konstatiert Groten vier Phasen der Bergschen Grablege-Tradition und ein damit einhergehendes sukzessives Nachlassen des zisterziensischen Widerstands

gegen »das Eindringen der Welt in die klösterliche Immunität«. Almuth Klein zeigt am Beispiel von S. Francesco und S. Chiara, Assisi, wie ältere, traditionelle architektonische Konzepte (hier die Krypta) auch nach ihrem eigentlichen Verbreitungszeitraum noch in neuen Raumdispositionen ein Nachleben fanden. In Assisi verwendete man das Motiv der Fenestella, um die Heiligengräber zu kennzeichnen, die unter den Altären lagen. Obwohl die Idee der Krypta bereits im Laufe des 12. Jahrhunderts an Bedeutung verloren hatte und die franziskanischen Kirchen in Assisi u. a. am Ideal einer Reformarchitektur ohne aufwändige und liturgisch überflüssige Elemente orientiert waren, sollten hier alte Sehgewohnheiten der Heiligenverehrung zur Inszenierung der Heiligkeit der beiden Ordensgründer genutzt werden.

Das wichtige Thema der subtilen Verknüpfung von Tradition und Innovation in der Sakralarchitektur des 13./14. Jahrhunderts behandelt auch Markus Thome, dessen Beitrag aber schon zum zweiten Abschnitt des Bandes (Architektur als *ars mechanica*) gehört. Bei den Zisterzienserkirchen Heilsbronn, Heiligenkreuz und Amelungsborn wurden etwa in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts an die romanischen Langhäuser gotische Sanktuariumsneubauten angefügt – ohne eine stilistische Angleichung, wohl aber mit Bezugnahme auf Spezifika der Altbauten. Der Autor interpretiert diese ästhetische Aufwertung der neuen Ostteile bei gleichzeitiger Betonung der Historizität der Langhäuser als bewusste Strategie der Visualisierung von Memorialleistung (mit Stiftergrablegen im Sanktuarium) und monastischer Tradition. Marc Steinmann setzt sich erneut – nach seiner viel beachteten Dissertation von 1999 – mit dem Fassadenplan F für den Kölner Dom auseinander und antwortet den Kritikern seiner damaligen Darlegungen. Die Kontrastierung seiner stilkritischen Herangehensweise zu baugometrischen Ansätzen fällt hier noch deutlicher aus als in seiner Dissertation und setzt somit die Kontroverse fort. Mit durchaus überzeugenden Argumenten verteidigt er sowohl seine Analysemethode als auch die Datierung des Plans in die Zeit um 1280 und die Interpretation des Risses als Endredaktion der Fassadenplanung. Allerdings weist er allzu vorschnell die Möglichkeit zurück, dass Baumeister von der Großbaustelle Köln ihre Ideen zu den nächsten Arbeitsstellen mitnahmen. Vielmehr ist davon auszugehen, dass die hohe Mobilität der Baumeister eine rasche Verbreitung neuen Formenguts begünstigte, wie allein in diesem Band von Schuller und Heckner gezeigt wird. Den von Steinmann genannten Übereinstimmungen mit dem Riss F in Wetzlar, Mainz, Oppenheim, Colmar und Prenzlau wäre z.B. noch die 1298–1308 erbaute Fassade der Kathedrale St. Nicolas in Famagusta, Zypern, hinzuzufügen. Einen strikt bautechnischen Ansatz verfolgt Christian Kayser in seinem Beitrag über die konstruktive Entwicklung des Fenstermaßwerks. Die sehr detaillierte und kompetente Darstellung gibt einen guten Überblick über die Entwicklungsschritte in der Fenstermaßwerktechnik von ca. 1220 bis 1300 – jenem Zeitraum, in dem quasi alle Konstruktions- und Gliederungssysteme entstanden, die später nur noch formale Variationen erfuhren. So gelingt es dem Autor zu zeigen, dass die technischen Einzelschritte der Ausbildung des Maßwerks in einem gestalterischen Freiraum stattfanden und für Datierungsfragen bedeutender sind als formale Details. Andreas Hartman-Virnich geht am Beispiel des um 1300 in bestehende Baulichkeiten eingepassten Dormitoriumstraktes der südfranzösischen Benediktinerabtei Lagrasse der Anwendung von Vermessungstechnik, Messgeräten und Maßeinheiten in der hochgotischen Baupraxis nach. Der Autor kann einerseits die Verwendung fester Proportionen in den regional gebräuchlichen Grundeinheiten »canna« und »palmus« nachweisen und andererseits zeigen, dass diese exakte Proportionierung den arbeitsteiligen Einsatz von genormten Bauteilen wie auch die genaue Berechnung des Steinvolumens zur Kostenkalkulation ermöglichte. Die spannende Geschichte der ersten 100 Baujahre des gotischen Regensburger Doms wird von Manfred

Schuller dargelegt. Grundlegend ist seine Erkenntnis, dass in der ersten Bauphase eine bewusste Traditionsarchitektur die Planung bestimmte, die gegenüber dem klassischen französischen Kathedraltypus archaisch wirken musste. Zu Recht verweist Schuller auf andere zeitgleiche Beispiele einer retrospektiven Architektur, insbesondere auf die Betelordensarchitektur mit der Regensburger Dominikanerkirche. Um 1290 fand dann ein einschneidender Planwechsel in Richtung auf französische Kathedralgotik statt, der aber durch die Fortführung der bereits in der ersten Phase verwendeten modernen Detailformen der Ornamentik überdeckt und deshalb verkannt wurde. Einen weiteren Planwechsel konstatiert Schuller für die Westfassade um 1380. Ein besonderer Glücksfall für die Erforschung spätmittelalterlicher Baukultur ist der Aachener Münsterchor (1355–1414). Ritzzeichnungen an den unteren inneren Wandpartien, die während der Bauarbeiten als Entwurfs- und Planungsrisse entstanden, können in Bezug gesetzt werden zu erhaltenen Bausubstanz, zu einem Baurechnungsbuch von 1400–1401 und zu einem zeitgenössischen Modell in der Hand der Skulptur Karls d. Gr. im Chor der Kirche. Aufgrund dieser großartigen Quellenlage ist der leicht veränderte Neuabdruck der bereits veröffentlichten Ergebnisse von Ulrike Heckner in diesem Band vollauf gerechtfertigt. Wir erfahren nicht nur, dass der Baumeister Enghelbertus an der Chorwand mögliche Varianten des Fenstermaßwerks vor- und umplante, sondern auch, dass eine hohe Fluktuation von Bauleuten herrschte und dass die Schließung eines Fensterbogens mit einer Weinspende gefeiert wurde.

Im dritten Abschnitt des Bandes, der den Formbildungsprozessen und Wirkungsabsichten gewidmet ist, stellt Achim Todenhöfer die 1250–70 und 1290–1300 entstandenen Westfassaden der Zisterzienserkirchen Lehnin und Chorin, die mit ihren turmartig verstärkten Strebebfeilern als »reduzierte Doppelturmfassaden« erscheinen, in einen Zusammenhang mit ähnlichen Fassadengestaltungen an der Franziskanerkirche Aschersleben (1240–50) und der Dominikanerkirche Neuruppin (um 1280). Todenhöfer sieht sie als herrschaftliche Würdesymbole der askanischen Stifter bzw. in ihrer Nachfolge der Arnsteiner Grafen. Erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts seien solche aufwändigen, überflüssigen Bauteile gegen die Schlichtheitsvorgaben der Bettelorden und der Zisterzienser durchgesetzt worden. Möglicherweise stellt sich jedoch der Zusammenhang etwas anders dar, wenn man einerseits die in sehr engem Bezug zu Chorin und Neuruppin stehende Nordquerhausfassade der Zisterzienserkirche Doberan und die ebenfalls mit auffälligen Doppelturmfassaden versehenen polnischen Zisterzienserkirchen Kolbatz und Oliva sowie andererseits die turmartigen Achteckpfeiler von Kirkstall Abbey und an der Ostfassade von Rievaulx Abbey einbezieht und auch funktionale Aspekte wie die jeweils in einem der beiden Türme untergebrachten Treppenhäuser berücksichtigt. (Die Verwechslung der Bildunterschriften unter den beiden Abbildungen von Lehnin und Chorin führt zudem zu Verwirrung.) Mit der Bezeichnung Altenbergs als »Zisterzienserkathedrale« beschäftigen sich die beiden Artikel von Peter Kurmann und Marc Carel Schurr. Beide heben zunächst die von Lepsky und Nußbaum nachgewiesene Verwandtschaft zwischen Altenberg und der Zisterzienserkirche Longpont und ihrem Nachfolgebau Royaumont hervor, die wohl für die rheinische Zisterzienserkirche wichtigere Impulsgeber waren als der Kölner Domchor. Auch die innovative Gestaltung der typischen gotischen Kathedralarchitektur durch Reduktion des formalen Aufwands im Sinne einer zisterziensischen »simplicitas« wird von beiden Autoren betont. Peter Kurmann führt angesichts der angeblich seltenen Kombination von Rundpfeilern und katedralhaftem Oberbau die Kathedrale von Châlons-en-Champagne als weitere potentielle Anregung für den Altenberger Baumeister ins Feld. Demgegenüber verweist Schurr auf die Zisterzienserkirche Sedletz, die ebenso eine katedralhafte dreizonige Wandgliederung in einer reduzierten

Formensprache besitzt und die damit zu einer die Ordensgrenzen überschreitenden Bautengruppe um die Straßburger Münsterbauhütte gehören soll. Er sieht in der Modernität der Formensprache in dieser Bautengruppe eine Weiterentwicklung des Altenberger Triforiumskonzepts und verwirft deshalb den Begriff der Zisterzienserkathedrale. Insgesamt wäre in diesem Zusammenhang die typologische Berücksichtigung der gleichzeitig mit Altenberg errichteten Zisterzienserkirche Marienstatt mit ihrem dreizonigen Aufbau mit schlicht profiliertem Scheintriforium über Rundpfeilern interessant gewesen. Diesen wichtigen Bau untersucht Reinhold Elenz im Hinblick auf seine farbigen Wandfassungen. Nicht nur die Innenraumfassung aus roten Wand- und Gewölbeflächen mit weißem Fugennetz kann der Autor in zwei Phasen rekonstruieren; auch von der Quadermalerei mit roten Fugen auf weißem Grund an den ursprünglich gänzlich verputzten Außenmauern haben sich Reste erhalten – ein in Deutschland aufgrund der radikalen »Restaurierungen« des 19. Jahrhunderts leider seltener Glücksfall (während z. B. im Mittelmeerraum zahlreiche Überreste von Quadermalerei an mehr oder weniger gotischen Kirchen des 13. und 14. Jahrhunderts erhalten sind). Wegen der Besonderheit der Befunde und der interessanten, diverse Anknüpfungspunkte bietenden Ausführungen des Autors hätte man sich eine großzügigere Bebilderung des Aufsatzes gewünscht.

Die große Bedeutung von Details der farblichen Fassung für den gesamten Raumeindruck legt auch Jürgen Michler dar. Er zeigt in überzeugender und ansprechender Weise, dass die Zisterzienser stilistische Innovationen der Kathedralen aufnahmen, aber in eine eigenständige Architektur mit reformorientierter Aussagekraft umwandelten und somit ihre Vorstellungen von Schlichtheit oder Klarheit in Relation zu den jeweiligen Vergleichsbauten vor Ort entwickelten. Die am architektonischen Schema des Kölner Doms orientierte Kirche von Altenberg etwa setzte (im ursprünglichen Zustand) der Kölner Farbenpracht geradezu demonstrativ eine konsequente Weißfassung entgegen, bei der sogar eine kaum sichtbare weiße Fugenmalerei auf weißem Grund zum Einsatz kam, um zisterziensische »claritas« zu inszenieren. Weiterführend ist auch der Hinweis, dass die neue visuelle Sprache der Schlichtheit in einem verwobenen Prozess unter Beteiligung von Kathedralbaukunst, zisterziensischer und mendikantischer Reformarchitektur wie auch »privater« Miniaturmalerei entstand. Der Artikel von Daniel Parello über die Glasmalereien der Zisterzienserkirchen Haina und Altenberg schließt recht passend an die Darstellungen Michlers an und zeigt auf, wie eine stiltypologische Betrachtung der Fenster Aussagen über Baudatierungen und Ausstattungskonzepte der zisterziensischen Bauherren ermöglichen kann. Für beide Kirchen konstatiert Parello eine Entwicklung von weitgehend farblosen ornamentalen Mustern in der Mitte des 13. Jahrhunderts über eine Steigerung der Farblichkeit (in Altenberg mit stärkerer und länger wähernder Konformität zu den asketischen Ordensidealen als in Haina) und erste unauffällige figürliche Motive gegen Ende des 13. Jahrhunderts bis hin zu großformatigen figürlichen Darstellungen in den prachtvollen Westfenstern des 14. Jahrhunderts. Den Band beschließt ein eindrucksvoller Artikel von Christian Freigang über Gattungstranszendenz in der Architektur, der mehrere der angesprochenen Themen auf theoretischer Ebene verklammert. Freigang beobachtet bei Mikro-, Meso- und Makroarchitekturen ebenso wie in den zweidimensionalen Bildwerken der Tafel- und Glasmalerei des 13. Jahrhunderts die forcierte Entwicklung von realer wie illusionistischer Tiefenräumlichkeit, hier insbesondere die hierarchische Staffelung von Räumlichkeit durch Arkadenrahmensysteme. Architektonisch gemalte Rahmen, raumhafte Mikroarchitekturen und gestaffelte Wandrahmenstrukturen dienen je für sich und in homogenen, aber räumlich differenzierteren Kombinationen (z. B. am Kölner Klarenaltar oder in der Chorschrankenmalerei) der Herstellung ästhetischer Grenzen zwischen Sakralem und Profanem. Einerseits eignen

sich insbesondere Arkaden formal zu einer solchen Rahmen- und Grenzensetzung, andererseits konnte die Schichtung der Rahmenformen in unterschiedlichen, aufeinander bezogenen, miteinander verwobenen Medien die Übergänge verschiedener Realitätsebenen inszenieren und so Transzendenz erlebbar machen. Gefördert wurde diese Entwicklung zur Transzendenz des Architektonischen laut Freigang durch das neue Medium der mobilen Architekturzeichnung.

Zusammenfassend ist zu betonen, dass der vom Altenberger Domverein und Norbert Nußbaum herausgegebene und von Sabine Lepsky sorgfältig redigierte Sammelband durch die Bandbreite an aktuellen Forschungsfragen und methodischen Zugängen auf jeden Fall mit Gewinn zu lesen ist, nicht immer aber auch mit ungestörtem Genuss. Denn viele der Abbildungen, insbesondere die Pläne, sind eindeutig zu klein reproduziert. Die Verwendung von Fußnoten anstatt Endnoten hätte ebenfalls zu einer besseren Lesbarkeit beigetragen. Schade, dass der Verlag diesem wichtigen Band kein größeres Format spendiert hat.

*Margit Mersch*

WOLFGANG MANECKE, MARK VOGL: Historische Orgeln im Dreiländerkreis Sigmaringen (Heimatkundliche Schriftenreihe des Landkreises Sigmaringen, Band 12). Meßkirch: Gmeiner-Verlag 2010. 288 S. mit zahlreichen farbigen Fotos. ISBN 978-3-8392-1152-6. Geb. € 24,90.

Das hier vorgestellte Buch ist zweifellos eine ganz hervorragende Arbeit. Viele Informationen sind mit großem Fleiß zusammengetragen worden und durch etliche teils recht gute Fotografien ergänzt. Allerdings ist man hier etwas im Zwiespalt mit der Beurteilung. Einerseits ist klar, dass man in so einem Buch versucht, die Orgeln so groß wie möglich darzustellen, andererseits ist aber die Ausführung eines Orgelprospektes oft in Verbindung mit dem Raum zu sehen. Schließlich sollte es ja auch die Aufgabe des Orgelbauers sein, in der Gestaltung Bezüge zum Raum herzustellen und inwieweit dies geglückt ist oder nicht, kann man nicht erkennen, wenn auf dem Foto nur die herausvergrößerte Orgel sichtbar ist. Von daher wäre es zumindest schön gewesen, bei manchen in dieser Hinsicht beispielhaften Projekten diesen Bezug auch erkennen zu können.

Man ist jedenfalls überrascht, hier einmal konzentriert zu erleben, was doch an interessanten Instrumenten verschiedenster Gattungen und Stilarten in dieser Gegend noch vorhanden ist. Die Aufteilung in historischer Bestand und Gesamtdarstellung der Instrumente macht Sinn und die Sach- und Namensregister im hinteren Teil helfen bei der Suche nach bestimmten Dingen recht gut. Sehr informativ sind auch die einleitenden Artikel über die Geschichte und Entwicklung des Orgelbaues, wenngleich auch das Durcheinander der Informationen Mühe macht, alles gleich richtig zu verstehen und einzuordnen. Für Organologen und Orgel-Interessierte ist es immer sehr spannend, die Geschichten der einzelnen Orgeln verfolgen zu können, was in diesem Buch ja reichlich dargestellt ist. Oft zweifelt man dann an der viel propagierten Haltbarkeit der Pfeifenorgeln, wenn man die aufgelisteten Arbeiten und Änderungen an manchen Instrumenten verfolgt. Jedoch darf man nicht vergessen, dass viele unterschiedliche Faktoren zu solchen Änderungen führen können. Auch sind nicht alle Orgelbauer immer große Meister ihres Faches gewesen, selbst wenn sie dennoch mitunter beachtliche Instrumente herstellten. Aber mangelnde Erfahrungen führen eben oft dazu, dass die Haltbarkeit leidet. Einflüsse wie ungünstiges Klima, ungunstige Heizgewohnheiten oder eingesparte Wartungen können zu frühzeitigen Reparaturen führen. Ferner sind es im Laufe der Zeit eingetretene veränderte musikalische Ansichten und Neuerungen im Orgelbau gewesen, die Instrumente